

Die Abwesenheiten Jesu

Hans Urs von Balthasar, Basel

Anwesenheit und Abwesenheit Gottes in der Welt ist ein für das Denken und noch mehr das Fühlen und Erfahren des Menschen unlüftbares Mysterium. Es hat den Anschein, als könnten wir davon nur in dialektischen, sich gegenseitig aufhebenden Sätzen denken und sprechen. Denn wenn der Gedanke „Gott“ so entworfen wird, wie der Inhalt es fordert, dann ist Gott zugleich „Alles“ (to pân estin autos: Sir 43, 27), denn nichts kann außer Gott sein und nichts ihm hinzugezählt werden – und „erhaben über alle seine Werke“ (para panta ta erga autou: Sir 43, 28): denn keines dieser Werke ist Gott, ja jedes ist durch den unendlichen Abstand und Gegensatz von Absolut und Relativ von ihm geschieden. Je mehr Gott in allen Dingen sein muß, damit sie überhaupt sein können, desto mehr ist er in ihnen als der, der ganz anders ist als sie: je immanenter er ist, desto transzender ist er auch. Diese Dialektik ist in ihrer Weise exakt, aber sie klingt leer und ist der religiösen Erfahrung schwer nachvollziehbar.

Der Sohn hat in Menschengestalt den Vater, den niemand je gesehen hat, „ausgelegt“ (Jo 1, 18), als fleischgewordenes Wort das Unsagbare in menschliche Kategorien gekleidet, aber doch so, daß durch alle Begreiflichkeiten der wesenhaft unbegreifliche Gott hindurchschimmert. Jesus hätte uns den Vater nicht als sein Wort offenbart, wenn er uns nur seine Immanenz, nicht auch seine Transzendenz nahegebracht hätte, und zwar, aufs Ganze seines Lebens gesehen, gleichzeitig, wie ja Gott gleichzeitig in und über uns ist, nah und fern, faßbar und entgleitend. Jesus muß uns ja lehren, „indem wir Gott sichtbar erkennen, durch ihn fortgerissen zu werden in die Liebe zum Unsichtbaren“ (Weihnachtspräfation). Und Gott ist ja nicht das Gleichgewicht zwischen Immanenz und Transzendenz, sondern seine totale Immanenz kündet uns seine je größere Transzendenz: erst von ihr her, von seinem In-sich-Gott-Sein her immaniert er der Kreatur, neigt sich in Gnade und Treue und ewigem Bund herab zu dem Fast-Nichts, das wir sind. Das versichtbart sich in der Weise, wie das bleibende Bei-uns-Sein Jesu sich durch immer betontere Entzüge und Abwesenheiten hindurch verwirklicht. Fast so, als sei sein Gekommensein in die Welt nur ein Anlaß für sein Entschwinden: „Nun verlasse ich die Welt wieder und gehe zum Vater“ (Jo 16, 28). Aber dieses „Zum-Vater-Gehen“ ist die eigentliche Weise seines Wiederkehrens oder seines Bleibens. „Ihr habt gehört, daß ich zu euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme zu euch. Wenn ihr mich

liebtet, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe“ (Jo 14, 28). Und dies aus zwei Gründen: einmal aus dem im gleichen Satz beigefügten: „denn der Vater ist größer als ich“: im Entschwinden Jesu zum größeren Gott kommt er selbst in seine eigentliche Gestalt, wie sie auf dem Berg der Verklärung ahnbar geworden war und bei der Auferstehung für ihn endgültig wird. Die Liebe der Jünger müßte sich dadurch als echt erweisen, daß sie ihm diese Gestalt mehr gönnen würden als jene vergängliche, sinnliche, die er ihnen zuliebe angenommen hat und in der sie ihn als den Anwesenden erleben. Der andere Grund ist in dem Satz ausgesprochen: „Ich sage euch die Wahrheit: es ist gut für euch, daß ich weggehe, denn wenn ich nicht weggehe, wird der Paraklet nicht zu euch kommen, wenn ich aber weggehe, werde ich ihn zu euch senden“ (16, 7). Das heißt, daß die letztgemeinte Präsenz Gottes, der Geist des Vaters und des Sohnes, nur durch den Entzug der sinnlichen Gegenwart des Sohnes hindurch, ja nur durch deren Bejahung, sich verwirklichen kann. Jesus erwartet, daß in diesem Verzicht gerade die Liebe zu ihm und seiner Vollendung in Gott das für den sinnlichen Menschen unbedingt Schmerzliche übertöne; und die geistige Freude kann ohne den Schmerz dieses Verzichtes gar nicht gewonnen werden. Deshalb der Vorwurf: „Nun aber gehe ich zu dem, der mich gesandt hat, und keiner von euch fragt mich: Wohin gehst du? So voll Trauer ist euer Herz, weil ich euch das gesagt habe“ (16, 5 f.). Im Geist kommt er in Wahrheit wieder zu ihnen; die Verheißung seiner Rückkehr ergeht mehrfach ausdrücklich (Jo 14, 3. 21. 23. 28; 16, 16; vgl. Mt 18, 20; 28, 20). Aber es ist als reale eine nunmehr pneumatische Gegenwart – was gerade auch von der Eucharistie gilt –, somit eine Gegenwart, die seine sinnliche Abwesenheit voraussetzt.

Nun ist es freilich nicht so, als sei der Menschgewordene einseitig im Zeichen des Abschiednehmens und Entschwindens auf Erden gewesen. So etwas behaupten hieße fast, ein pseudo-gnostisches Scheinwesen aus ihm machen, das den Erdboden nicht wirklich berührt und den Realismus des fleischlichen Daseins nie wirklich gekannt hat. Das Leben Jesu ist voll von unmittelbarer, handgreiflicher Nähe, zumal mit den „Zöllnern und Sündern“, mit denen er zu tafeln pflegt, mit den Kranken, deren versehrte Organe er berührt, mit Speichel bestreicht, Aussätzigen, die er anfaßt, Kindern, die er umarmt. Das ganze Volk und die Jünger insbesondere werden in diese drastische Gegenwart so eingetüft und eingewöhnt, daß sie die Entfernung, den Abschied, die Abwesenheit als einen sehr ausdrücklichen Akt von Jesu wie von ihrer Seite erleben müssen. Sein Fortgehen, angekündigt, aber nicht verstanden, kann zunächst nur mißdeutet werden. „Wo hin will er dann gehen, daß wir ihn nicht finden sollen? Will er etwa in die Länder gehen, wo die Juden unter den Heiden zerstreut wohnen und die

Heiden belehren?“ (Jo 7, 35). Oder: „Will er sich etwa das Leben nehmen, daß er sagt: Wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen?“ (Jo 8, 22). Auch die Apostel hören seine Ankündigung, daß er fortgeht, aber von der irdischen Gegenwart her denkend, können sie das nicht vollziehen. Entweder behaupten sie naiv, mit ihm sterben zu wollen (das heißt die gemeinte Trennung sich nicht vollziehen zu lassen), wie Thomas (Jo 11, 16) und Petrus (Mk 14, 31; Mt 26, 35; Lk 22, 33), oder sie beteuern, auf jeden Fall mit ihm bleiben zu wollen (Mt 26, 33), meinen aber wohl immer noch, ihn verteidigen und am Sterben hindern zu können (Mk 8, 32), oder sie fragen nach seinem Weg, um mit ihm mitzugehen (Petrus: Jo 13, 36; Thomas: Jo 14, 5), oder verlangen, unmittelbar das Ziel zu sehen (Philippus: 14, 8). Aber die Antwort lautet einstweilen: „Kindlein, noch eine kleine Weile bin ich bei euch, ihr werdet mich suchen, aber wie ich den Juden gesagt habe, so sage ich jetzt auch euch: wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen“ (Jo 13, 33 = 7, 34 = 8, 21). So bedeutet denn auch die Distanz zwischen dem wiedererscheinenden Auferstandenen und den auf Erden weilenden Jüngern keine Aufhebung dieser Aussage: der Abstand zwischen Himmel und Erde bleibt, er betont sich nachdrücklich in der Unerkennbarkeit Jesu, seiner „fremden Gestalt“ (Lk 24, 16; Mk 16, 12; Jo 20, 11; 21, 5), die sich nur augenblickhaft in die vertraute verwandelt und eigentlich immer gerade dann verschwindet und eine kirchliche Sendung hinterläßt, wenn sie erkannt wird (Lk 24, 31; Jo 20, 17). Die besondere „lokale“ Artikulation der Himmelfahrt bei Lk unterstreicht im Grunde nur die Endgültigkeit dieser inneren Distanz in den Erscheinungen des Auferstandenen, die die Kirche in die rechte Glaubenshaltung eingeübt haben, wobei es immerhin noch einer besonderen Ermahnung der Engel bedarf, die sehnüchtig Nachblickenden in ihre irdische Sendung zurückzuversetzen und das Wiedersehen auf das Ende der Zeit zu vertagen (Apg 1, 11). Jesu erfahrene Gegenwart ist im ganzen nur der Weg und Ausgangspunkt, die glaubende Kirche auf ihren unabsehbar langen, äußerlich einsamen Weg durch die Zeit in Bewegung zu setzen. Das letzte Logion des ersten Johannesschlusses faßt hier zusammen: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ (Jo 20, 29).

Aber diese endgültige Beziehung im Glauben – der so sehr im sinnlich Dunkeln ist, daß im engeren Kreis „einige zweifelten“ (Mt 28, 17), im weiteren Kreis das Gerede entsteht, der Leichnam sei gestohlen worden (Mt 28, 13), oder nur unwahrscheinliche Gerüchte zirkulieren („ein gewisser Jesus, der gestorben ist, von dem aber Paulus behauptet, daß er lebt“, Apg 25, 19) – muß durch das irdische Leben Jesu hindurch immerfort eingeübt werden. Dieses Leben ist voll von Abschieden, Abscheidungen, Entziehungen, äußern und innern. Nicht nur versucht man Jesu Dasein von

vornherein von offizieller Seite als das Unwillkommene zu unterdrücken (Mt 2, 16), sondern wo Jesu Gegenwart offen angekündigt wird, ist er der wesenhaft Unerkannte: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt“ (1, 26), den Johannes selbst nicht gekannt hat, bis das Zeichen kam (1, 30 ff.). Er ist einerseits der, der sich seiner Umgebung nicht „anvertrauen kann“ (2, 24), anderseits der, der dort, wo er sich erschließt, „nicht aufgenommen“ und deshalb auch „nicht erkannt“ wird (1, 11. 10). Dies Fremde mitten in seiner Gegenwart lässt ihn abwesend erscheinen auch wo er anwesend ist: er ist „nicht offen, sondern gleichsam geheim“ beim Fest; „die Juden suchten ihn als beim Fest und sagten: wo ist er?“ (Jo 7, 10). Weil er nicht so erwartet wird, wie er sich geben will, mißlingt die Kommunikation; die unmöglich erscheinende Gegenwart verhüllt sich ins Geheimnis und erscheint als Abwesenheit. Ebensowenig reicht der Glaube der Jünger aus, den nachts über die Wasser auf sie Zuschreitenden als den Gegenwärtigen zu erkennen: Sie schreien vor Entsetzen, denn „sie meinten, ein Gespenst zu sehen“ (Mk 6, 49). Das gilt bis zuletzt: „Solange bin ich bei euch, und du kennst mich noch nicht?“ (Jo 14, 9). Die von Unglaube, Kleinglaube oder Scheu (Jo 21, 12) hergestellte Distanz ist das Vorspiel der Passion, in der nicht vor allem Jesus die Seinen verläßt, sondern er von den Seinen verlassen wird: „Siehe, es kommt die Stunde, und sie ist schon da, wo ihr euch zerstreut, ein jeder an seinen Ort, und mich allein läßt“ (Jo 16, 32). „Da verließen ihn alle Jünger und flohen“ (Mt 26, 56). Schon vor der Passion kann die innere Nichtaufnahme Jesu der Grund dafür sein, weshalb er sich äußerlich absetzt und ein Abwesender wird. So in Nazareth, wo sie ihn herabstürzen wollen: „Er aber schritt mitten durch sie hindurch und ging fort“ (Lk 4, 30). So in den letzten Tagen vor dem Leiden, da er „nicht mehr öffentlich unter den Juden umherging, sondern von dort wegging in die Landschaft nahe der Wüste“ (Jo 11, 54). Markus läßt diese Absetzbewegungen schon früh beginnen, die Jünger eilen dem Entschwundenen nach, der betet, und melden: „Alles sucht dich.“ Die Antwort lautet: „Laßt uns anderswohin gehen . . .“ (Mk 1, 35 ff.). Denn er ist wesentlich der Wandernde, sich Entziehende: „Heute, morgen und den nächsten Tag muß ich wandern“ (Lk 13, 33). Die gleiche Absetzung wird notwendig, wo die Juden, sein Brotwunder mißverstehend, ihn zum König machen wollen: „er zog sich wieder auf den Berg zurück, er ganz allein“ (Jo 6, 15). Hierher gehören auch die fast unzähligen „Überfahrten“ an das „andere Ufer“, die fast immer Distanzierungen sind. Und dies alles inmitten eines öffentlichen Lebens, in dem nicht etwa kontemplative Pausen eingelegt werden, sondern Jesus sich ununterbrochen unter den Menschen, predigend, wunderwirkend, aufhält.

Seine Gegenwart, die verkannte und ungenützte, ist als solche die von Gott gewährte Heilszeit, aber als „kurze Weile“. Eine Zeit, die eben noch dauert, aber gleichsam schon im beginnenden Modus des Entzugs. „Nur noch kurze Zeit ist das Licht unter euch, wandelt darin, solange ihr das Licht habt, sonst überfällt euch die Finsternis . . .“ Nach diesen Worten ging Jesus fort und hielt sich vor ihnen verborgen“ (Jo 12, 35 f.). „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt“ (9, 5). In Jo 16, 16 ff. wird das Wort von der „kurzen Weile“ zu einer Art Geheimschlüssel für die ganze Daseinsweise Jesu in seiner irdischen Existenz und in seinem Leiden. In diesem Schlüsselwort durchdringt sich beides: die Ökonomie der von oben gespendeten Gnade, die das Unsichtbare für eine kurze Weile ins Sichtbare treten läßt, und die Gegenökonomie der Sünde, die das Gezeigte nicht sehen will und es in die Unsichtbarkeit und Abwesenheit wegrängt.

Dort, wo Jesus selbst seine Abwesenheiten verfügt, mischen sich beide Gesichtspunkte unentwirrbar, denn beide gehören in der Tat dazu, seine soteriologisch sinnvolle, einheitlich begründete Abwesenheit zu motivieren. Diese verfügten Abwesenheiten werden besonders dort deutlich, wo Jesus bestimmte seiner Jünger auswählt, um bestimmte Manifestationen seiner Anwesenheit mitzuerleben. So werden nur Petrus, Johannes und Jakobus mit ins Haus des Jairus mitgenommen, um die Auferweckung der Tochter sinnlich mitzuerleben, nur sie werden auf den hohen Berg der Verklärung geführt, um die überweltliche Gestalt Jesu zu schauen, nur sie werden – entsprechend – am Ölberg in die unmittelbare Nähe des mit dem Willen des Vaters Ringenden zugelassen. Es gibt also in der Kirche Einzelne, Erwählte, Begnadete, die Anwesenheiten Jesu erfahren, wo andere – in der Überzahl durch seine ausdrückliche Verfügung –, in die Distanz gestellt sind und ihn als sinnlich abwesend empfinden. Am Ölberg werden die Plätze genau zugewiesen, in verschiedenen Abständen. Der Verräter weilt in unendlicher Entfernung, an acht Jünger ergeht die Weisung: „Setzt euch hier nieder, während ich bete“ (Mk 14, 32), die drei Erwähnten werden weiter mitgenommen und dann stehengelassen: „Bleibt hier und wacht“ (14, 3). Er selbst geht noch „ein wenig weiter“, „ungefähr einen Steinwurf weit“ (Lk 22, 41). Eine „Hierarchie der Abwesenheiten“. Es gibt in der Kirche bleibend diesen Aspekt: daß niemand von sich her Anspruch hat auf eine bestimmte erfahrbare Nähe des Herrn, daß es aber schon viel ist, wenn einer in der vom Herrn angebotenen Nähe verharrt, wacht und betet, statt zu schlafen und schuldhaft in die Abwesenheit zu versinken.

Tiefer ins Geheimnis der soteriologischen Abwesenheit führen uns die geheimnisvollen Begebenheiten mit den Jesus nahestehenden Frauen ein. Das Leben Marias der Mutter steht als ganzes unter dem Zeichen des

durchbohrenden Schwertes (Lk 2, 35), das wesentlich auch ein trennendes Schwert ist. Die Trennung wird hart sichtbar bei Kana: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ (Jo 2, 4), sie vertieft sich in der Szene des abgewiesenen Besuches: „Wer sind meine Mutter und meine Brüder?“ (Mk 3, 31), sie vollendet sich am Kreuz, wo der Sohn sich der Mutter entzieht und ihr einen anderen Sohn unterschiebt: „Weib, siehe da deinen Sohn“ (Jo 19, 26), indem er so Maria in die gleiche Gottverlassenheit hineinnimmt, die er selbst vom Vater erfährt. Denn die Nähe der Teilnahme am Geschick und an der Sendung Jesu bemisst sich nach der Nähe der Teilnahme an seiner zentralen soteriologischen Erfahrung. Das Maß des inneren Mitseins ist hier das Maß der Abwesenheitserfahrung.

Was im Schicksal der Mutter Maria nur in Stichworten berichtet wird, das wird breit entfaltet in der Erzählung der Verlassenheit von Maria und Martha von Bethanien beim Tod ihres Bruders. Wieder ist die ganze Szene mit unverkennbarer Absichtlichkeit gestellt: Oben in Bethanien die Schwestern, unten am Jordan Jesus; eine dringende Botschaft ergeht mit der Bitte um sofortiges Kommen, der Benachrichtigte verzichtet bewußt: „Jesus liebte Martha und ihre Schwester und Lazarus. Als er nun hörte, daß er krank sei, blieb er noch zwei Tage an dem Ort, wo er war. Dann erst sagte er zu den Jüngern: ,Wir wollen nach Judäa gehen . . . Hat der Tag nicht zwölf Stunden? . . . Ich freue mich für euch, daß ich nicht dort war, damit ihr glaubt‘“ (Jo 11, 6–15). Da er kommt, ist Lazarus tot, aber nicht das ist das Schlimme, sondern daß er die Schwestern ohne Nachricht, in der dunklen Nacht der Abwesenheit Gottes gelassen hat. „Wenn du hier gewesen wärst“, sagt ihm die entgegenseilende Martha (11, 21). „Herr, wärest du hier gewesen“, sagt ihm zu seinen Füßen Maria (11, 32). Zweimal wird berichtet, Jesus sei „verstört“ gewesen und habe geweint (11, 33. 35. 38). Schwerlich über den physischen Tod des Lazarus, denn bei andern Auferweckungen erfolgt nichts derartiges, sondern wohl über die innere Tragik, daß er vorweg seine Gottverlassenheit am Kreuz gerade denen eucharistisch verteilen muß, die er in besonderer Weise liebt. Unnötig zu sagen, daß es hier um ganz persönliche, gnadenhaft auferlegte (wenn man will: „mystische“) Schicksale geht, und nicht um eine diffuse vage epochale Erfahrung, daß „Gott tot sei“. Eine solche Erfahrung ist viel komplexer und unreiner als diese scharf umrissene, ausdrücklich verfügte Erfahrung von Liebenden, die von Jesu erlebter Gegenwart her deren Negativ, die Abwesenheit, erst wahrhaft durchleiden können.

In diesen Rang kann nur noch die Erfahrung der dritten Maria, der ehemaligen Sünderin von Magdala, am Ostermorgen eingereiht werden, da sie weinend den entschwundenen Toten im leeren Grab sucht. Keine Engelserscheinung vermag sie über die Leere hinwegzutrösten, nicht ein-

mal die Anwesenheit Jesu unter fremder Gestalt. Ihr ganzes Wesen ist wie zusammengeballt in einen einzigen Akt der Suche. „Hast du ihn fortgenommen, so sage mir, wohin du ihn gelegt hast, dann werde ich ihn holen“ (Jo 20, 15). Ihre Verlassenheitserfahrung ist deshalb so tief, weil sie unter dem Kreuz gestanden und dort erfahren hat, was es den Geliebten in Wahrheit gekostet hat, ihre sieben Teufel auszutreiben. Sie ist in dieser Erfahrung sich selbst völlig abhanden gekommen und „lebt nicht mehr“, es sei denn „im Glauben an den, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat“ (Gal 2, 20). Dieses „Von-sich-weg-Leben“ in den Geliebten hinein hat für sie den Charakter eines Lebens zu einem Toten hinüber. Ihr „Exzeß“ der Liebe ist endgültig, er wird durch die Ostererfahrung – „Maria!“ „Rabbuni!“ – nur verwandelt. *Noli me tangere*: die plötzliche Gegenwart des Lebendigen ist nicht zum Fassen und Halten da, sondern zum Loslassen, es wird ihr gerade so viel an sinnhafter Erfahrung geschenkt, daß der Herr, sich ihr zum Vater hin entziehend, sie zu den Brüdern auf den Weg setzen kann. Leere Abwesenheit geht im Funkensprung erfahrener Anwesenheit über in erfüllte Abwesenheit.

Jesus hat die Existenzform des Erscheinen im Verschwinden, des Sich-Schenkens in der Ungreifbarkeit: eben darin ist er nicht nur das Bild und Gleichnis, sondern das endgültig fleischgewordene Wort des Gottes, „der im unzugänglichen Licht wohnt, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann“ (1 Tim 6, 16) und dessen Gnade doch „erschienen ist als Heil für alle Menschen“ (Tit 2, 11). Deshalb entzieht sich der Herr einem, der ihn sucht, und ihm zugekehrt ist, nie ohne ihm den Segen und die Gnade seiner Gegenwart vermittelt zu haben. Die Vielen, die er mit einem „Geh“ entläßt – „Geh und sündige nicht mehr“, „geh und zeige dich . . .“, „geh und verkünde, was Großes Gott an dir getan“ usf. –, tragen seine Gegenwart mit in ihr kommendes Leben fort, in das sie zurückgestellt werden, zuweilen sogar ausdrücklich in die Distanz, die eine engere Nachfolge verweigert (Lk 8, 38). Und die engere Nachfolge, der Weg der Zwölf, ist ja, wie der Weg der Marien, eine ständige Einübung in das Loslassen unmittelbaren Greifens und Besitzens hinein. Deshalb wird man wohl sagen dürfen, daß der Rat des „Allesverlassens“ (wenn er nicht gar schon Gebot wird) in einem sehr intensiven geheimnisvollen Sinn Weg der Nachfolge ist: auch der Christ wird mit Jesus zusammen ein für die Welt Abwesender, um ihr von Gott her intensiver, aber ungreifbarer anwesend zu sein. Christliche Sendung in die Welt setzt ein Gestorbensein für die Welt voraus, nicht nur in der Nachfolge des irdischen Weges Jesu, sondern damit im Christen die unfaßbare Dialektik der je größeren Immanenz Gottes in seiner je größeren Transzendenz eine bleibende Darstellung erhält.